



- DER 24. BESUCH (= 27. Texas-Reise) -

(Mittwoch, 2. Oktober 2019, bis Mittwoch, 9. Oktober 2019)

Die Abstände werden größer – drei Jahre ist nun meine letzte Texas-Reise her, als ich Duane in der Polunsky Unit besucht habe. Inzwischen ist sein Todesurteil in lebenslange Haft umgewandelt und er wurde in ein Gefängnis in Amarillo verlegt, ganz im Norden von Texas, im sogenannten „Panhandle“ („Pfannenstiel“), wie sie diese Gegend nennen, weil die Umrisse von Texas an eine Pfanne mit einem Stiel oben erinnern. In der Polunsky Unit in Livingston schreibe ich seit etwa anderthalb Jahren Eric – für die Initiative gegen die Todesstrafe e.V. (IgT) habe ich damals mehrere Brieffreundschaftsgesuche online gestellt. Seines begann mit dem Satz, dass er ein ehemaliger Richter sei, und das machte mich neugierig. Wie kommt so jemand in den Todestrakt, in dem man sonst nur arme Leute findet, die sich keinen Anwalt leisten können und zumeist nicht

sonderlich gebildet sind? Ich recherchierte seinen Fall, hatte noch mehr Fragen – und begann ihm zu schreiben.

Schon vor etwa einem Jahr standen Überlegungen für einen Besuch im Raum. Gemeinsam mit einer Freundin aus der IgT, die ihrerseits einen Brieffreund aus der General Population in der Polunsky Unit – also nicht im Todestrakt – besuchen will, wollte ich die Reise gemeinsam machen. Weil ihr Brieffreund jedoch möglicherweise verlegt wird und dazu halbjährlich eine Anhörung hat, galt es zunächst abzuwarten, wie sich das entwickeln würde. Schließlich fassten wir Juli 2019 ins Auge für die Reise, aber wir bekamen es terminlich nicht gemeinsam hin und verschoben unsere Pläne auf Oktober. Auch das schaute schwierig aus: Neben der Frage, ob es bei den Gefangenen passt – Eric z.B. hatte im August eine Anhörung im County Jail in Dallas und war für zwei bis drei Wochen nicht in Livingston –, ist jeder von uns auch noch beruflich und privat eingebunden. So schielten wir bereits auf Januar als möglichen Plan C, bei dem ich allerdings ein Problem gehabt hätte mit der Betreuung meines Katers Rabommel...

Ich beobachtete eine Weile die Preise für die Flüge im Oktober. Sie hatten zunächst bei rund 900 Euro gelegen und waren mit näher gerücktem Termin auf 1200 Euro geklettert – bis ich vielleicht sechs Wochen vorher ein Angebot sah für sage und schreibe nur 510 Euro! Nein, nicht mit Turkish Airlines über Istanbul, was ich nie machen würde, sondern mit Lufthansa oder United, zum Teil sogar Direktflug ohne Umsteigen. Allerdings nur für exakt die Daten Hinflug am 2. und Rückflug am 8. Oktober... Das nahm ich schließlich als Zeichen und entschied, mir das nicht entgehen zu lassen und ggf. allein zu fliegen, worauf es am Ende auch hinauslief.

Da seit einiger Zeit die Economy-Class unterteilt ist in verschiedene Untergruppen – vermutlich damit die Fluggesellschaften mit der abgespeckten billigsten Version in

den Suchmaschinen ganz oben landen –, waren die 510 Euro natürlich die Kosten für Basic Economy mit gravierenden Einschränkungen für Gepäck und Sitzplatzwahl, sodass ich am Ende 610 Euro für mein Ticket bezahlte. Was aber immer noch genial günstig war.

So startet mein neues Abenteuer also am Mittwoch, 2. Oktober 2019: Ich fahre mit Bus und Bahn am Vormittag zum Frankfurter Flughafen. Alles ganz entspannt, denn mein Flug geht erst um 14 Uhr mit United Airlines. Ich konnte zwar am Vortag nicht online einchecken, weil ein Scannen meines Reisepasses erforderlich gewesen wäre. Nicht dass ich keinen Scanner hätte zu Hause – sie bieten das einfach für PC nicht an, nur für Smartphone-App. Mein inzwischen völlig veraltetes Smartphone kann aber keine Apps mehr runterladen, der Lautsprecher ist auch kaputt, und ich warte auf mein neues Handy, das ich vor der Reise aber leider nicht mehr bekomme, so brandneu ist das bestellte Modell...

Am Flughafen checke ich an einem Automaten ein – zum Glück bietet United Airlines das an. Den Namen des Hotels soll ich eingeben, damit der Computer die Straße dazu findet. Die weiß ich doch! Naja, also gebe ich ein: „Americas Best Value...“ – so heißt das ehemalige Best Western nun. Kennt der Computer nicht. Also nochmal dasselbe mit Best Western – am Ende gebe ich die Straße doch selbst ein. Jenseits dessen, alles kein Problem und in wenigen Minuten habe ich meine Bordkarte in der Hand. Obgleich es heißt, die Sicherheitsvorkehrungen für USA-Reisende seien strenger geworden, ist bei der Sicherheitskontrolle alles wie gewohnt. Danach kommt nur eine zusätzliche Station mit ein paar Sicherheitsfragen speziell für United-Reisende. Wo ich eingecheckt habe? Hier in Frankfurt. Wie lange ich bleibe? Eine Woche. Was der Grund meines Besuches ist? Ferien und... Freunde besuchen, will ich noch sagen, aber so weit komme ich gar nicht mehr, da habe ich

schon den Aufkleber zum Nachweis der bestandenen Kontrolle auf meiner Bordkarte.

Gepäck habe ich keines aufgegeben. Ich bin wie so oft mit meinem kleinen weinroten Kofferchen unterwegs, der als Handgepäck durchgeht. Außerdem habe ich einen neuen Flugumhänger, in den mein Laptop in ein Extra-Fach passt, was das Auspacken im Vergleich zu meiner Laptop-Tasche vereinfacht. Der ist allerdings laut Angaben in der United-Website fünf Zentimeter zu breit. Ich riskiere es trotzdem und zum Glück hat sich daran im Vergleich zur Vergangenheit nichts geändert. In den USA sehe ich später die Metallboxen an den Flugsteigen, mit deren Hilfe man die Größe prüfen kann. Das erkenne ich mit bloßem Auge, dass meine beiden Gepäckstücke in die beiden Boxen für Handgepäck und zusätzlichem Gegenstand reingehen würden. Hier in Frankfurt prüfen sie das aber ohnehin nicht und ich sehe jemand mit deutlich größerem Rucksack als sogenanntem „persönlichem Gegenstand“, der neben dem einen Stück Handgepäck erlaubt ist. Und unter den Vordersitz passt mein Flugumhänger auch problemlos. Nach der Sicherheitskontrolle habe ich das Gepäck noch ein bisschen umgepackt, sodass ich greifbar habe, was ich während des Flugs brauche. Darunter auch ein geniales kleines Kissen, das man in drei verschiedene Formen verwandeln kann: ein normales Kissen, ein Kragenkissen und eine Nackenrolle.

Nachdem das Ticket so vergleichsweise günstig war, habe ich mir zumindest für den Hinflug für rund 150 Euro Aufpreis einen Platz im Bereich Economy Plus gegönnt, in dem man mehr Beinfreiheit genießt. Bei der Reservierung meines Gangplatzes hatte ich darauf geachtet, dass der Fensterplatz bereits vergeben, der mittlere der drei Plätze aber noch frei war. Meine Hintergedanken gehen tatsächlich auf: Der Platz rechts neben mir bleibt frei! Vor mir Platz und neben mir auch – wie angenehm! Ich dachte, die Zeit sollte wie im Flug vergehen – das allerdings bewahrheitet sich nicht wirklich. Die ersten zwei

Drittel des Fluges vergehen eher langsam; als ich wirklich mal eingeschlafen bin, werde ich durch meinen Nachbarn geweckt, der über mich drüber klettert und mich dabei versehentlich anstößt. Ich schaue mir „Bohemian Rhapsody“ an und später noch anderes zum Zeitvertreib. Ein Buch habe ich auch dabei, aber weil keiner die Leselampe im abgedunkelten Flugzeug eingeschaltet hat, verzichte ich selbst auch darauf.

Pünktlich gegen 18 Uhr Ortszeit landen wir in Houston. Die Einreisekontrolle verläuft gänzlich ohne Wartezeit am Automaten. Sprachwahl: Deutsch. Dass die Übersetzung grausam ist, daran kann ich mich vom letzten Mal noch erinnern. Egal. Pass zum Scannen einlegen. Finger der rechten Hand auf den Scanner legen zum Speichern der Fingerabdrücke. In die Kamera lächeln... Nein, stimmt nicht, nur schauen – oops, bevor ich den Text lesen konnte und verstanden habe, wo genau ich hinschauen muss, hat der Apparat das Foto schon gemacht und ich gucke bescheuert irgendwo nach unten. Ist dem Gerät egal und mir also auch. Das Ding spuckt ein Papier mit meinen Daten aus, das ich zu einem Beamten trage, der es nur einsammelt und keinerlei Fragen stellt. Dann hinunter zum Zoll, wo ich auch nur durchgewunken werde. Das Zollerklärungsformular habe ich wieder – wie letztes Mal – umsonst ausgefüllt, weil die Fragen von dem Automaten auch gestellt werden. Es ist anscheinend wie mit dem grünen Formular, das man früher im Flugzeug ausgefüllt hat – bis die Fluggesellschaften begreifen, dass es nicht mehr benötigt wird, vergehen Jahre...

Dann geht's nach draußen – boah, warm! Es sind schwüle rund 30 Grad – nicht das, was man aus Deutschland kommend Anfang Oktober erwartet. Ich lasse meine Jacke trotzdem an, denn nach Überqueren nur einer Straße habe ich schon den klimatisierten Shuttle-Bus erreicht, der mich zur Mietwagenstation bringt. Ich habe wieder ein Auto bei Avis gebucht, wegen der Lufthansa-Meilen, die es dafür gibt. Und

habe mich kostenfrei für „Avis-Preferred“ registriert – sie haben nicht zu viel versprochen: Ich werde gleich zum Parkplatz geschickt, wo es einen Preferred-Schalter gibt, ich nur meinen Führerschein und eine Kreditkarte vorlegen muss und ohne gefühlte tausend Unterschriften oder Nachfragen zu Upgrades die Schlüssel ausgehändigt bekomme – für einen weißen Kia-Soul, der ein bisschen wie ein Kastenwagen aussieht, aber sicher größer ist als das gebuchte kleinste Modell.

So ist alles in allem noch keine Stunde vergangen seit der Landung, als ich mich auf den Weg mache nach Livingston. Wie vor einigen Jahren mit der Kontrollleuchte für einen Reifen mit zu wenig Druck, lerne ich wieder ein neues Warnsymbol in dem Auto kennen – und brauche auch einige Zeit und später Recherche, um es zu verstehen: Das Auto verfügt über einen Spurhalteassistenten, der einen warnt, wenn man dem Fahrbahnrand zu nahe kommt, und der spürbar bei Kurven die Lenkung unterstützt – was im ersten Moment ein komisches etwas waberndes Gefühl erzeugt, als würde das Auto schwimmen oder schwanken. Aber daran gewöhne ich mich schnell.

Um etwa 20 Uhr erreiche ich mein Hotel in Livingston. Vor einer guten Stunde bin ich bei Sonnenschein losgefahren und inzwischen ist es dunkel, als ich auf einem ungewohnt vollen Parkplatz, auf dem jede Menge der typisch amerikanischen Pickup-Trucks stehen, meinen Wagen parke. Das Hotel ist dasselbe wie in der Vergangenheit, aber es ist jetzt kein Best Western mehr, sondern heißt Americas Best Value. Bereits vor drei Jahren war mir aufgefallen, dass das ehemals neue Hotel nachgelassen hatte – in der Zwischenzeit hat Best Western offenbar festgestellt, dass es nicht mehr seinem Standard entspricht, und Americas Best Value hat es übernommen. Da es erstmal nur für zwei Nächte ist, habe ich bei der Buchung beschlossen, es dennoch zu probieren – und obwohl mir anderes berichtet wurde im Vorfeld, bemerke ich keinen großen

Unterschied. Ich bekomme ein Zimmer im dritten Stock, das an der Stirnseite des Hotels Richtung Highway gelegen ist, sodass man die Straße hört, der Boden der Dusche hat „Used-Look“ und die Decke über derselben ist verfärbt, das Zimmer wirkt auch etwas kleiner als die mir bekannten, aber all das stört nicht.

Es war eine angenehme und problemlose Reise heute, dennoch war sie lang, und ich bin ganz froh heute am Abend keinen Besuch mehr zu haben wie sonst schon häufig, wenn ich am Samstag angereist bin. Wobei ich dafür allerdings auch den Lufthansa-Flieger hätte nehmen müssen, der vier Stunden früher in Houston landet. Ursprünglich war für heute um 18 Uhr in Texas eine Hinrichtung geplant und ich hatte es schon bereut, den späteren Flug gewählt zu haben, weil ich damit nicht hätte zu der Mahnwache nach Huntsville fahren können – außer bei den drei Hinrichtungen, die ich als Zeugin miterlebt habe, war ich noch nie bei einer solchen draußen vor der Walls Unit bei den Demonstranten, weil nie eine Hinrichtung war während meines Aufenthalts. Es wäre auch diesmal nichts geworden, zum Glück, denn der Häftling hat in der vorigen Woche einen Aufschub erhalten, was mich demzufolge gleich doppelt freut und ich die Wahl meines Fluges doch nicht zu bereuen habe...

Ich richte mich also in meinem Zimmer ein, schreibe ein paar Mails und bin dann relativ bald im Bett und – natürlich – schon vergleichsweise früh wieder wach. Entsprechend kann ich mir gut Zeit lassen, bis ich zum Frühstück gehe. Das hat im Angebot nachgelassen – es gibt keinen Joghurt und keine Blueberry-Muffins mehr –, aber auch das ist mir letztlich egal. Eier und Frikadellen und Soße gibt es wie gewohnt und Saft dazu – das reicht mir. Danach rufe ich in der Clements Unit in Amarillo an – ich soll heute nachfragen, ob meine letzten Montag angemeldeten Besuche mit Duane genehmigt sind. Knapp drei Minuten Telefonat mit meinem Smartphone für 1,59 Euro die

Minute, aber dann habe ich die Bestätigung: Ja, die Besuche sind genehmigt. Schnell noch eine JPay-Message an Duane, um es ihm zu berichten – vielleicht bekommt er sie vor unserem Besuch. Hat geklappt, wie ich später erfahren soll.

Ich fahre zur Polunsky Unit, wie üblich nicht ohne vorher getestet zu haben, wie man bei dem Auto die Motorhaube öffnet. Am Parkplatz wird mein Wagen von einer netten Beamtin durchsucht, die meine Daten aufnimmt und mir ein Zettelchen mit der Nummer von Eric drauf in die Hand drückt. Keine Anweisung, was eine Parkplatznummer betrifft, also stelle ich meinen Wagen auf irgendeinen der Besucherplätze, checke schließlich, ob ich alles dabei habe, was ich brauche – und keinesfalls mehr. Handy im Auto lassen, dünnes Jäckchen anziehen, weil's im Besucherraum sicher wie immer kühl ist, durchsichtiges Plastiktäschchen für Pass, Autoschlüssel und Geld in die Hand nehmen und zur Anmeldung laufen. Dort haben sie gelbe Plastikbehälter für die Sicherheitskontrolle zum Ablegen der Teile schon vor der Tür stehen. Ich nehme einen und lege meine wenigen Sachen hinein, wechsele noch 25 Dollar am Automaten von Scheinen in Münzen, während mir ein Beamter bereits Pass und Zettelchen mit Erics Nummer abnimmt und zum Schalter bringt. Dann also Sicherheitskontrolle, Schuhe und Jacke ausziehen, Abtasten durch eine Beamtin, Füße heben, Hosentaschen umkrempleln. Was ist das an meinem rechten Handgelenk? Ein Haargummi – okay, kein Problem. Der Beamte mit meinem gelben Plastikbehälter schaut sich die Packung mit meinem Sagrotan-Tüchlein an, sagt aber nichts dazu – ist offenbar für ihn in Ordnung. Während ich mir Schuhe und Jacke wieder anziehe, ist die Beamtin hinter dem Schalter mit den Formalitäten bereits durch und händigt mir ein Schild zum Umhängen mit der Nummer 2 aus und den gewohnten blauen Zettel als Besucherpas, während sie meinen Pass für die Dauer des Besuchs behält. Durch die verschiedenen Schleusen und Türen

gehe ich zum Besucherraum – oh, der hat seine Optik verändert: Die Wände sind jetzt blau gestrichen... Mir wird mein Platz bei Nummer 25 zugewiesen, und mit dem Sagrotan-Tüchlein reinige ich als erstes den Telefonhörer und die Scheibe – gewohntes Ritual, auch wenn alles sauber aussieht.

Es ist noch nicht viel los im Besucherraum, dennoch wird eine Frau direkt neben mich gesetzt – eigentlich lassen sie immer einen Platz frei zwischen zwei Besuchern, solange es möglich ist. Ich spreche sie an und wir unterhalten uns eine Weile. Sie kommt aus Norwegen und es ist ihr dritter Besuch dieses Jahr; sie besucht seit 2010 mehrere Häftlinge. Es dauert nicht allzu lange, bis Eric gebracht wird – er lächelt, als er mich sieht, lässt sich die Handschellen abnehmen durch einen Schlitz in der Tür des kleinen Käfigs, in dem er die nächsten vier Stunden auf einem Hocker sitzen wird. Dann erste Amtshandlung seinerseits: Mit einem mitgebrachten Waschlappen putzt er den Telefonhörer und den Platz vor ihm ab, bevor wir uns über die Telefone und durch das Sicherheitsglas hindurch begrüßen.

Er wirkt freundlich und sympathisch, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Von seiner Anhörung im August hatte ich zwei kurze Fernsehberichte online gesehen, die ihn im Gerichtssaal zeigten, sodass mir nicht nur Fotos von ihm bekannt waren. Wenn ich bei Duane vor drei Jahren trotz des ersten Besuchs den Eindruck hatte, wir kennen uns ewig, ist es mit Eric ein etwas vorsichtigeres Sich-annähern und Kennenlernen, aber durchaus offen und freundlich. Ich kann ihn rein von seiner Aussprache her sehr gut verstehen – kein Genuschel, bei dem ich mich sehr konzentrieren oder dauernd nachfragen muss. Und ich selbst habe nur wenig sprachliche Schwierigkeiten – es flutscht ganz gut, trotz dreijähriger Pause. Wir sprechen viel über das juristische System in den USA, aber mehr allgemein als konkret über seinen Fall, zu dem ich nicht gleich am Anfang zu viele Fragen stellen will.

Eric will mehr wissen über das „Requiem für einen Lebenden“, ein Musiktheaterstück, das ich im Sommer in München besucht habe, weil es von einem Todestraktinsassen in Texas handelt bzw. inspiriert wurde. Es ist nicht leicht zu beschreiben, aber von allem, was ich bisher auf der Bühne zur Todesstrafe gesehen habe, war dieses dazu geeignet wie kein anderes, sich in die Lage und Gefühlswelt des betroffenen Häftlings hineinzusetzen. Natürlich auch nur begrenzt, aber alles, was rund um den Schauspieler auf seinem kleinen quadratischen Podest, das die Zelle symbolisierte, passierte und gezeigt wurde, spielte sich im Grunde im Kopf des Gefangenen ab – wie die Begegnungen mit seinem Sohn und mit Opferangehörigen etc.

Ich frage Eric, was er über die Todesstrafe dachte, bevor er selbst von ihr betroffen war. Er werde das häufiger gefragt, erzählt er mir, aber im Grunde habe er vorher gar keine Meinung dazu gehabt – weil er eben nie mit ihr zu tun hatte. Als Anwalt und Friedensrichter, wie ich weiß, hatte er vor allem mit Familienangelegenheiten zu tun, nicht etwa mit Strafrecht, und vertrat vor allem vernachlässigte oder misshandelte Kinder hinsichtlich ihrer Rechte. Er versucht seine fehlende Position zu erklären; dabei verstehe ich ihn sehr gut. Bevor ich 1997 in das Thema verwickelt wurde, hatte ich zur Todesstrafe auch schlicht gar keine Meinung. Vielleicht ist das in Deutschland, wo es sie nicht gibt, logischer, aber am Ende nicht wirklich, denke ich. Wenn es sie ganz selbstverständlich gibt, macht man sich ohne Anlass auch keine Gedanken darüber, kann ich mir gut vorstellen.

Eric bestätigt mir meinen Eindruck, dass der „berechtigte Zweifel“ in Berufungsverfahren keinen Stellenwert mehr hat. Während im ursprünglichen Prozess ein berechtigter Zweifel ausreichen sollte, den Angeklagten nicht schuldig zu sprechen, wird von dem Verurteilten in den Berufungsverfahren erwartet zweifellos seine Unschuld zu beweisen. Wir sprechen darüber, wie sinnvoll überhaupt das Verfahren mit Geschworenen ist, die

keine Fachleute sind und denen der Staatsanwalt nur eine gute Show bieten muss, damit sie teilweise sogar „Junk-Science“ glauben, also so etwas wie Fake-News hinsichtlich vermeintlich wissenschaftlicher Erkenntnisse. Auch über Augenzeugen und deren Unzuverlässigkeit sprechen wir – ich erzähle von Video-Clips, die ich dazu kenne, und von Experimenten dazu mit meinen Schülern, was deren Meinung schon verändert hat in der Vergangenheit.

An einer Stelle spricht Eric doch etwas Interessantes zu seinem eigenen Fall aus: Eine Augenzeugin in seinem Fall – und zwar jemand, die ihn kannte, was es bedeutender mache – habe ursprünglich bei der Polizei ausgesagt, dass er es NICHT gewesen sei, und 10 Tage später habe sie ihre Aussage geändert. Eric soll den Staatsanwalt von Kaufman County, Mike McLelland, und dessen Frau sowie zuvor bereits den stellvertretenden Staatsanwalt Mark Hasse ermordet haben, aus Rache dafür, dass sie ihm die Karriere ruinierten, weil er wegen Diebstahls von Computer-Equipment verurteilt worden war. Das hatte ich bereits durch die Recherche herausgefunden, bevor ich anfang ihm zu schreiben. Erst durch seine Briefe erfuhr ich, dass er sich als unschuldig bezeichnet. Noch habe ich einige offene Fragen dazu, aber damit will ich warten und ihn nicht sofort damit überfallen. Wir sprechen über Line-Ups, bei denen Augenzeugen einen Täter identifizieren sollen, die aber im Grunde schon suggerieren, dass der Täter unter den fünf oder sechs vorgeführten Personen sein soll. Dass Verlegungen in andere Bezirke, damit jemand einen fairen Prozess erhält, heutzutage sinnlos sind, weil über die modernen Medien jeder alles mitbekommt und kein Geschworener wirklich vorurteilsfrei an einen Prozess herangehen kann. Und Eric weist darauf hin, dass die Geschworenen, die das Strafmaß bestimmen, dieselben sind wie die, die vorher über die Schuld geurteilt haben – dass sie damit ebenfalls nicht neutral und unvoreingenommen sind. So habe ich das noch gar nicht

gesehen. Was mir aber bereits klar ist: dass die Geschworenen des ursprünglichen Prozesses sich darauf verlassen, dass im Falle eines Irrtums ihrerseits dieser in den Berufungen korrigiert werde – was durch die faktische Beweislastumkehr aber nahezu unmöglich wird.

So vergeht die Zeit unseres Besuchs mit vielen interessanten Themen. Fake-News und Manipulation bringt mich auf die Affäre Claas Relotius, die ihm bereits bekannt ist. Ich erzähle, wie ich selbst mit Relotius Kontakt hatte, nachdem dieser einen Artikel über die Todesstrafe veröffentlichte, in dem ich zahlreiche Fehler entdeckte, und wie ich nach mehreren E-Mails und Telefonaten selbst auf ihn hereingefallen bin. Und ich erzähle von Juan Moreno, der den Skandal aufgedeckt und nun darüber ein Buch geschrieben hat, das ich vor rund zwei Wochen geradezu verschlungen habe – und wie dieser meine Erfahrungen wahrgenommen hat: Als hätte man mir die Handtasche geklaut, und dann käme der Dieb und helfe mir beim Suchen... Ich erzähle, dass ich im Radio vor wenigen Tagen einen Bericht über eine Untersuchung von Fake-News gehört habe, bei der man herausfand, dass fast 90 Prozent der Falschnachrichten aus dem politisch rechten Lager kämen.

Auch die Haustiere sind natürlich wie so oft ein Thema: Ich erzähle von meinem Kater Rabommel und wie ich es seinerzeit geschafft habe, der Mäuseplage Herr zu werden, die er und seine Freundin Ramica – die ich leider im Mai einschläfern lassen musste – verursacht hatten. Eric erzählt mir von einem Hund, den er hatte, einen „Pomeranian“, also einen spielzeuggroßen Zwergspitz, den er bequem auf einem Arm halten konnte – und der dann selbstbewusst andere verbellen konnte, als wäre er zehnmal so groß! Und Eric fragt sich, ob der kleine Hund auch nicht auf dem Arm seines Herrchens sitzend diese Courage gehabt hätte...

Von meinen 25 Dollar nehme ich einiges wieder mit – Eric möchte nur ein bescheidenes Mahl: ein Sandwich, eine Tüte Chips, ein Snickers und eine Dose Dr. Pepper. Er erzählt mir, dass er Diabetiker sei und Insulin spritzen muss. Früher habe er eine Pumpe gehabt, jetzt bekäme er täglich seine Dosis Insulin gebracht, und muss selbst einschätzen, wie das Essen dazu passt. Während der Zeit seines Prozesses vor ein paar Jahren habe man ihn mehrfach von der Zelle ins Krankenhaus bringen müssen, weil Essen und Insulin nicht stimmig waren und sie ihn bewusstlos in der Zelle fanden. Natürlich hat er auch jetzt keinen Vorrat Insulin zur Verfügung, um das selbständig zu managen – das kann ich sogar verstehen, dass hier die Sicherheitsbedenken entgegenstehen. Eine Überdosis Insulin wäre ein vergleichbar leichter Weg, diesem Leben für immer zu entfliehen...

Als ich mir eine Erdbeermilch hole, liest Eric, wie viel Zucker diese enthält – selbst für mich eigentlich viel zu viel. Fast das Dreifache der für einen gesunden Menschen empfohlenen Tagesdosis. Aber daraus wird nichts: Als ich die Flasche öffne, merke ich, dass sie nicht richtig verschlossen war, und die Milch ist – igitt... – sauer! Ich nicht, ich nehm's gelassen. Auch wenn die Beamtin im Besucherraum signalisiert, dass es keinen Schadenersatz gibt, weil die Firma, die die Automaten befüllt, nicht zum Gefängnis gehört. Ich könne höchstens dort anrufen – nee, ist mir zu aufwändig wegen der zwei Dollar. Ich meine nur – das war Erics Gedanke –, man sollte es der Firma sagen, damit sie beim Auffüllen die restlichen Flaschen prüfen. Das nickt sie ab, aber statt die Flasche dafür aufzubewahren, signalisiert sie mir, diese in den Mülleimer zu werfen. Naja, die Beamtin ist freundlich, aber ein Goldstück wie die schwarze Ms. Williams von früher ist halt einmalig – die hätte für jemanden, der in den Tagen danach wiederkommt, mit der Firma den Ersatz ausgehandelt, sobald die Automaten befüllt werden. Und Eric hatte noch gefragt, wieso die Milch nicht rot bzw. rosa sei,

wenn es doch Erdbeermilch ist... Ich sehe dieselbe Sorte später bei Walmart: Die Milch ist wirklich rosa. Naja, zumindest heute gesünder gelebt, was den Zucker betrifft.

Zwei Fotos lassen wir machen. Die Beamtin macht beide Bilder und zeigt mir danach das zweite auf dem Bildschirm der kleinen Digitalkamera, bekommt es aber nicht hin, das erste der beiden für mich zur Begutachtung aufzurufen. Eric meint anschließend, das sei ja kein Wunder, bei ihren langen Fingernägeln – das stimmt, das war mir auch aufgefallen. Etwas später bekomme ich die Abzüge der beiden Bilder gebracht – sie sind ganz in Ordnung. Wir unterhalten uns über die fragwürdige Qualität der Bilder, seitdem es keine Polaroids mehr gibt. Eric bestätigt, diese lägen über dem Durchschnitt...

Auch über andere technische Sachen reden wir, wie Smartphones und Computer – es ist ungewohnt für mich, mit jemandem im Todestrakt zu sprechen, der die modernen Medien selbst benutzt hat. Viele der Insassen sind schon so lange inhaftiert, dass sie die digitale Welt nur aus Berichten und Erzählungen, aber nicht aus eigener Erfahrung kennen. Eric ist erst seit 2013 im Gefängnis und seit 2014 im Todestrakt. Wir sprechen darüber, wie abhängig wir heutzutage von den modernen Medien sind und wie er sich erst daran gewöhnen musste, nun von ihnen abgeschnitten zu sein. Ich berichte davon, wie ich früher mal Zehntklässler die Aufgabe eines Selbstversuchs gegeben habe, drei Tage lang auf etwas ihnen Wichtiges zu verzichten und zu beschreiben, wie es ihnen dabei ging – damals haben einige den Computer, andere den damals noch angesagten MP3-Player gewählt. Und plötzlich die Hausaufgaben gleich erledigt oder Freunde im realen statt virtuellen Leben getroffen oder (der mit dem MP3-Player) tatsächlich selber gesungen!

Schließlich gehen die vier Stunden zu Ende und wir verabschieden uns mit den Händen zum Gruß an der Scheibe.

Ich habe Eric heute als einen sympathischen und intelligenten Menschen kennengelernt, mit einem gewinnenden Lächeln, das er immer wieder zeigte, aber ich habe auch in kurzen Gesprächspausen immer wieder eine Ernsthaftigkeit wahrgenommen, als liege etwas Schweres auf seiner Seele – natürlich auch nicht überraschend in seiner Situation.

Am Parkplatz treffe ich die Frau aus Norwegen wieder und wir sprechen noch ein paar Takte. Dann fahre ich zu Walmart ein bisschen was zum Essen einkaufen. Das Umweltbewusstsein scheint sogar in den USA anzukommen – zum ersten Mal sehe ich neben den üblichen Plastiktüten alternative Einkaufstaschen zur Mehrfachverwendung. Anschließend fahre ich ins Hotel, um mich in meinem Zimmer auszuruhen. Eigentlich will ich ein bisschen lesen. Ich habe das Buch über Eric's Fall dabei. Es ist ein sogenanntes True-Crime-Buch und Eric hatte vor langer Zeit schon gesagt, ich könne es ruhig lesen, es sei nur die Hälfte des Inhalts falsch. Beim Friseur im August hatte ich endlich damit angefangen, war aber nicht weit gekommen. Die Reise, dachte ich, passt gut. Aber ich komme wieder nicht weit und schlafe ein – für mehrere Stunden! Als ich am Abend aufwache, arbeite ich ein bisschen am Computer, checke für Amarillo ein, was diesmal klappt – allerdings erstmal ohne Ausdruck der Bordkarte –, und dann schreibe ich ein paar Stunden an meinem Reisebericht, bis die Nacht halb vorbei ist. Aber das Schlafen in Etappen ist bei mir ja normal...

Am Freitagmorgen geht wieder alles in aller Ruhe zu – ohne jede Hektik. Frühstück und alle Sachen zusammenpacken, denn ich verlasse das Hotel bereits wieder. Im Business-Raum des Hotels bekomme ich den Computer nicht in Gang, also frage ich an der Rezeption, ob man mir die Bordkarte, die ich auf einem USB-Stick gespeichert habe, ausdrucken kann. Nach kurzem Probieren bekommt die Hotelangestellte das hin – prima! Auf dem Weg zu meinem Auto fällt mir auf, dass ich gar nicht wie sonst eine Rechnung bekommen habe. Egal – die kann ich eh

nicht brauchen... Wie ich später feststelle, bekomme ich auch in den anderen Hotels nicht automatisch eine Rechnung, werde aber zumindest gefragt, ob ich eine haben möchte. Offenbar geht Amerika zum Papiersparen über...

Wieder fahre ich den gewohnten Weg zur Polunsky Unit, das übliche Prozedere bei der Kontrolle am Parkplatz – ich sei Nummer 6, soll ich mir merken und bei der Ausfahrt später sagen. Auch ohne entsprechende Anweisung stelle ich also mein Auto auf den Besucherparkplatz Nummer 6 und gehe zur Sicherheitskontrolle und Anmeldung. Alles ähnlich wie gestern. Keine Frage nach meinem Haargummi, aber dafür öffnet der Beamte die Verpackung meines Sagrotan-Tüchleins und riecht daran. Alles in Ordnung. Nachdem ich meine Schuhe wieder angezogen habe, will ich die zwei Meter zur Anmeldung übergehen, werde aber angewiesen, auf der Bank an der Seite zu warten. Offenbar ist das jetzt der Standard, dass man nicht mehr selbst vorne den Ausweis abgibt und sein Sprüchlein aufsagt. Auf jeden Fall spart es Zeit, wenn während der Sicherheitskontrolle schon die Formalitäten erledigt werden, und ich muss gar nicht länger warten, werde durch die erste Tür gelassen und bekomme – wie gestern auch – blauen Zettel und Schild ausgehändigt. Ich stehe vor der nächsten Tür und warte einen Moment, als ein freundlicher Häftling, der gerade hinter mir arbeitet, hilfreich meint: „Just push it!“ Ich bedanke mich – klar, diese Tür ist ja gar keine automatische, und ich erinnere mich, dass ich gestern schon so doof war.

Im Besucherraum bekomme ich heute einen Platz ziemlich weit hinten angewiesen, Nummer 36, und muss länger auf Eric warten als gestern. Aber schließlich wird er gebracht, und nach einem klein wenig zögerlichen Gesprächsanfang reden wir bald wieder ganz munter. Aber, oh weh, dass ich wie gestern gefühlte 98 Prozent von dem, was Eric sagt, verstehe heute keine Rede mehr sein. Die Tonqualität des Telefonhörers ist deutlich schlechter. Es gibt zwar keine Aussetzer, aber durchgängig

klings es einfach leicht verzerrt. Ich versuche den anderen der beiden Hörer – aber der ist noch schlechter. Also muss ich mich einfach mehr konzentrieren und häufiger nachfragen, verstehe nicht mehr alle Details, aber es wird im Lauf des Besuchs etwas besser, weil ich mich an den schlechten Sound ein bisschen gewöhne. Wie mit Duane letztes Mal...

Wieder reden wir über unterschiedlichste Themen. Ist das ein Rosenkranz, den er um den Hals trägt? Ja, sagt er, und nimmt ihn ab, um ihn mir zu zeigen. Ich greife meinerseits in meine Hosentasche und zeige ihm den Rosenkranz, den ich von Cliff Boggess, meinem ersten Brieffreund habe. Eric erzählt, dass ein paar Gefangene eine Rosenkranz-Gemeinschaft hätten. Sie können sich zwar nicht gemeinsam treffen, aber sie beten immer freitags um 20 Uhr den Rosenkranz im Wissen, dass es die anderen, die sich daran beteiligen, ebenfalls zur selben Zeit tun.

Ich frage nach seiner Anhörung – bisher weiß ich nur, dass er den Eindruck hat, sie sei gut verlaufen. Er beschreibt mir zunächst das juristische Prozedere relativ ausführlich. Häufig hätte in den Berufungen oder Anhörungen auf dieser Ebene derselbe Richter den Vorsitz wie im ursprünglichen Prozess – was ja schon etwas sinnfrei ist. Das sei bei ihm jetzt anders gewesen, und die Richterin jetzt habe – so sein Eindruck – ihnen auf jeden Fall schon mal zugehört, was ein erster Erfolg sei. Mit einer Entscheidung rechne er erst in neun bis zwölf Monaten und, ja, im besten Fall bekommt er ein neues Verfahren bewilligt.

Ich frage ihn nach seiner Meinung zu den amerikanischen Waffengesetzen und erzähle, wie ich seinerzeit mit Willie eine Diskussion darüber hatte. Und wie ich die Mentalität der Amerikaner diesbezüglich oft mit dem fehlenden Tempolimit auf deutschen Straßen vergleiche: „Freie Fahrt für freie Bürger!“ Letztlich habe ich allerdings das Gefühl, dass er sich nicht so

ganz auf eine Position festlegen will diesbezüglich. Laut dem True-Crime-Buch über ihn ist er allerdings auch selbst durchaus ein Waffennarr gewesen – da ich so weit noch nicht gelesen habe zu dem Zeitpunkt, bringe ich das aber nicht in unser Gespräch ein.

Man kann sich mit Eric sehr gut unterhalten, allerdings wird es nicht stärker persönlich. Als ich ihn an einer Stelle frage, was er über mich wissen möchte, überlegt er einen Moment und fragt mich dann, welche Art von Filmen ich gerne sehe. Dabei glaube ich, dass er über mein Privatleben gar nicht so sehr viel weiß, und hätte eher Fragen dazu erwartet. Also denke ich jetzt nach – ich finde das schwierig und sage schließlich: Gute Filme sehe ich gern; ich kann das aber nicht auf spezielle Genres eingrenzen. Action-Filme? Naja, nur wenn's nicht ausschließlich Action ist. Mir fällt der Film „Verhandlungssache“ ein, aber ich weiß den Originaltitel nicht. Worum es geht in dem Film? Kevin Spacey spielt einen Experten für Geiselnahmen, der mit einem Schwarzen, der Geiseln genommen hat, weil er zu Unrecht wegen irgendetwas beschuldigt wird, verhandelt... Eric kennt den Film, ja, der ist wirklich gut. Nicht nur Action, sondern auch Psychologie, Spannung und gute Schauspieler.

Ich weiß, dass Eric früher Trompete gespielt hat, und frage nach der Art der Musik. Es sei überwiegend Marschmusik gewesen in einer entsprechenden Band auf der High School. Ich erzähle von meiner Diskussion, die neulich mit meinen Musikschülern der Oberstufe hatte, bei denen ich mich quasi für die Inhalte rechtfertigen sollte, weshalb wir Sonaten von Mozart und Beethoven analysieren, und wie ich der Klasse über die Frage nach den Inhalten ihres Geschichtsunterrichts beigegeben habe, dass es in Musik auch darum geht, erstmal die eigene Kultur kennenzulernen und das, was sie beeinflusst hat. Eric seinerseits fragt mich danach, ob in Deutschland Country-Music bekannt sei – er kommt darauf, weil ich gestern mein

Johnny-Cash-T-Shirt anhatte. Ich erzähle, wie ich in den 70er Jahren auf den Altmeister der Country-Music aufmerksam wurde, ihn live gehört habe und dass damals Country-Music wirklich für eine Weile populär war – man denke an Truck Stop...

Übers Reisen reden wir auch, z.B. über das Zugfahren – dass es bei uns viel genutzt wird, aber dauernd Probleme gibt. Ich erzähle, dass Wien und London meine Lieblingsstädte sind. Dass mich Paris nicht reizt, ich trotz vier Jahren Französisch in der Schule nur noch vier Sätze kann, die ich ihm zitiere und übersetze. Er seinerseits habe von seinem Deutschkurs, den er mal gemacht hat, alles vergessen. Ich frage Eric, wo er bereits war – das sind allerdings neben Mexiko lediglich andere US-Bundesstaaten.

Auch heute hat Eric nur eine bescheidene Bestellung für die Snackautomaten – immerhin kommt im Vergleich zu gestern noch ein Salat dazu und als Süßigkeit heute ein Carrot Cake. Wieder lassen wir zwei Fotos machen. Die heutige Aufsicht ist eine sehr nette, die bestimmt ein halbes Dutzend Bilder macht, weil sie versucht die Spiegelung des Fensters zu verhindern. Am Ende druckt sie die beiden besten für uns aus.

Schließlich gehen unsere vier Stunden zu Ende und Eric bekommt „noch zehn Minuten“ signalisiert. Anders als gestern, wo ich den Eindruck hatte, er will nicht überziehen, sprechen wir noch eine gute Viertelstunde, dann erst verabschieden wir uns bis zum Montag. Seine Grüße an Duane nehme ich mit – bestimmt werde ich einiges zu erzählen haben, wenn wir uns nach dem Wochenende wiedersehen.

Ich breche also auf in Richtung Houston und will kurz vor dem Flughafen den Wagen volltanken. Ich versuche es wie sonst mit meiner Kreditkarte – ZIP eingeben, also meine Postleitzahl... Geht nicht. Nächster Versuch mit anderer Kreditkarte. Geht auch nicht. Jedes Mal erscheint der Text, ich solle mich an den

Kassierer wenden. Ich probiere sowohl „Ja“ als auch „Nein“ bei der Frage, ob es eine Debit-Card sei. Nichts. Ich versuche die Option mit Zahlen an der Kasse, bekomme ich aber auch nicht in Gang. Bevor ich tatsächlich aufgebe und an der Kasse um Hilfe schreie, letzter Versuch mit meiner EC-Karte. Im zweiten Anlauf statt ZIP die Frage nach meiner PIN – und jetzt geht's endlich! Meine Güte, war das eine schwere Geburt – es hatte doch sonst mit der Kreditkarte und der Postleitzahl immer funktioniert. Egal – Hauptsache: Problem gelöst.

Ich gebe mein Auto im Rental Car Center ab und lasse mich vom Shuttle-Bus zum Flughafen bringen – zum ersten Mal zum Terminal B, von wo aus mein Flieger nach Amarillo startet. Jetzt beginnt das Abenteuer, denn ab hier ist alles Neuland für mich. Und das fängt schon gut an... An der Sicherheitskontrolle, die überhaupt nicht stark frequentiert ist, macht ein Beamter Druck, dass ich mich beeilen soll – prompt vergesse ich, den Behälter mit den Flüssigkeiten rauszulegen. Schuhe aus, Jacke aus, Hosentaschen leeren, Laptop auspacken... Als ich nach der Kontrolle meine Schuhe wieder anziehe und nach meinem Portemonnaie schaue, weil ich mir gleich noch etwas zu essen kaufen will, vermisse ich meine Rolle mit den Dollarmünzen. Ich suche dreimal – nichts. Ich spreche einen Beamten an dem Gepäckband an, an dem ich eben die Kontrolle hatte. Ob ich die Rolle in meiner Tasche hatte oder separat? Gute Frage, wenn ich das noch wüsste. Nachdem ich vorhin gehetzt wurde, bin ich mir echt nicht sicher. Normalerweise lege ich die Rolle immer extra, aber die Liquids habe ich ja auch vergessen, und ich kann mich nicht erinnern, dass ich die Rolle diesmal aus der Tasche genommen habe. Sie lassen meinen Flugumhänger nochmal durchlaufen – nichts. Ich befürchte schon, die Münzen sind verloren. Rund 100 Dollar wären an sich schon ärgerlich, aber vor allem hätte ich in Amarillo kein Kleingeld, das Gefängnis hat vermutlich keinen Wechselautomaten und die Banken haben geschlossen... Schließlich schaut der Beamte sich die im

Computer gespeicherten Bilder von meinem Gepäck an und meint, die Rolle hätte in der Plastikwanne gelegen, neben meiner Tasche. Aber meine Tasche lag gar nicht in einer Wanne – und ich kann mich nicht erinnern, dass ich die Münzen ausgepackt habe. Er lässt sich nicht davon abbringen und fängt an den Stapel Plastikwannen abzuarbeiten, hebt eine nach der anderen hoch und... Da! In einer liegt wirklich meine Rolle mit Münzen! „Vielen, vielen Dank! Sie haben mir den Tag gerettet!“ Jetzt bin ich erstmal wirklich erleichtert!

Ich habe noch eine gute Stunde Zeit bis zur Boarding Time. Der Wartebereich ist nicht etwa vor dem Gate, sondern ein Bereich für gleich elf Gates. Weil es freies W-Lan gibt, packe ich mein Notebook aus und bin für eine Weile online – z.B. um im Forum der IgT die Mitglieder in Kurzform auf dem Laufenden zu halten über meine Reise. Schließlich geht es zum Gate. Meinen kleinen Koffer muss dort, wie von mir schon erwartet, abgeben, damit er im Gepäckraum der Maschine untergebracht wird. Er hätte auch definitiv keinen Platz im Flugzeug. Mir war bereits klar, dass es ein kleiner Flieger sein würde, als ich bei der Sitzplatzreservierung nur 50 Plätze zählte und sah, dass es überhaupt nur drei Sitzplätze in einer Reihe gibt, mit einem Gang dazwischen – also Sitzplatz, Gang, Sitzplatz, Sitzplatz. Als ich die Kabine betrete, bin ich dennoch geschockt: Was für eine Konservendose! Es erinnert mich an das beengte Gefühl, als ich mal in einem Museum die Gelegenheit hatte, in einem U-Boot herumzuklettern. Obwohl: Ich glaube, das war schlimmer. Und nachdem ich meinen Platz wie ein braver Rollmops in der Dose gefunden und meine Tasche mit Mühe unter dem Vordersitz untergebracht habe, geht's dann auch. Gepäckfächer gibt's nur auf der anderen Seite und die sind schon voll – also wird's nichts mit Beine ausstrecken, aber egal, ist ja kein langer Flug.

In so einer kleinen Maschine kommt es mir irgendwie größenwahnsinnig vor, dass sich der Mensch in die Lüfte erhebt... Aber letztlich unterscheidet sich der Flug weder bei

Start noch bei Landung oder in der Flugphase von denen mit großen Maschinen. Es gibt nur eine Flugbegleiterin, das genügt auch. Ob es einen Co-Piloten gibt? Die Stewardess wird kaum für den Piloten einspringen können, wenn dieser ausfällt... Nein, ich habe keine Flugangst. Panikattacken gehen anders. Aber so ein bisschen komisch ist es eben doch. Über den Wolken allerdings – und ich denke an Reinhard Mey – sieht es bombastisch aus. Die Sonne geht unter und die Wolken sind wahnsinnig imposant, wie Gebirge, und wir fliegen ganz nah dran vorbei. Ich wollte einen Gangplatz und den habe ich auch, aber gleichzeitig am Fenster – das hat sich für die Aussicht gelohnt!

Die Flugzeit ist mit knapp zwei Stunden angesetzt, aber schneller als gedacht beginnt die Maschine bereits ihren Sinkflug, sodass es mir gar nicht so lang vorkommt. Wir landen auf dem Internationalen Rick Husband Airport von Amarillo, der im Osten der Stadt liegt. Ich warte zunächst ein paar Minuten auf meinen Koffer, dann stellt sich für mich die Frage, wo ich mein Auto bekomme. Eigentlich bin ich ja der Typ, der erstmal selbständig sucht, bis er um Hilfe fragt – aber ich habe mir vorgenommen: Sei nicht dumm und lass dir gleich helfen! In der Ankunftshalle ist außer den anderen Passagieren nur eine Polizistin. Ich spreche sie an: „Ich bin zum ersten Mal hier, wo finde ich bitte die Autovermietung?“ Den anderen Passagieren nach die Treppe runter, dann laufe ich direkt darauf zu, erklärt sie mir freundlich.

Beim Avis-Schalter habe ich ein paar Leute vor mir – von wegen „Preferred“, aber da arbeitet um die Zeit – wir haben fast 21 Uhr – auch nur noch einer. Alles gut. Und als ich dran bin, geht's tatsächlich superschnell – außer Führerschein muss ich nichts vorlegen, bekomme den Schlüssel und die bereits fertigen Unterlagen und lasse mir noch erklären, wie ich in Richtung Interstate 40 fahren muss. Von der Ausfahrt des Parkplatzes am Stoppschild rechts, dann immer die Straße runter bis zur I-40.

Das klingt einfach, sage ich. Ist sehr einfach, bestätigt der junge Mann freundlich.

Ich habe kein Navigationssystem gebucht, weil ich damit dann erst wieder umgehen lernen müsste. Ich habe mir die Wege zwischen Flughafen, Hotel und Gefängnis von Google auf mehreren Blättern ausgedruckt und eingepägt. Meine Frage an den Avis-Mitarbeiter bezog sich daher im Grunde auch nur darauf, wie ich von dem Flughafengelände auf die nächste Straße komme. Ich bekomme einen silbernen Volkswagen-Jetta – der ist deutlich größer als ein Kleinwagen, kostenloses Upgrade also wieder mal. Trotzdem es dunkel ist, gelingt mir die Fahrt zum Hotel ohne mich zu verfahren – gerade fängt es ein bisschen an zu regnen, als ich vor dem Holiday Inn Amarillo East mein Auto abstelle. Es ist nicht so warm wie in Livingston, denn Amarillo liegt wesentlich höher über dem Meeresspiegel, sondern einfach angenehm, dafür aber windiger.

Ich hatte ein Hotel nicht allzu weit vom Flughafen gesucht – da gibt es einige, allerdings sind die Preise durchweg höher als in Livingston, deutlich über 100 Euro die Nacht. Schließlich fand ich dieses hier ein kleines bisschen weiter entfernt für knapp unter 100 Euro – und brandneu, erst dieses Jahr eröffnet. Das hatte letztlich den Ausschlag für meine Buchung gegeben. Oh ja! Es ist sehr groß – mein Zimmer im dritten Stock liegt fast am Ende des Ganges und der ist echt lang! Das Zimmer ist riesig, mit zwei Queen-Betten drin, die so hoch sind, dass ich klettern muss – naja, ein bisschen jedenfalls. Das Zimmer ist ruhig, selbst die Klimaanlage macht nicht viel Geräusch, das Bad ist super, was ich ausgiebig nutze. Letztlich war der Tag aber lang genug, sodass ich – nachdem ich mich eingerichtet habe – nicht mehr allzu lange aufbleibe, dafür aber richtig gut schlafe.

Am Samstagmorgen habe ich schon deswegen keinerlei Stress, weil kein Frühstück gebucht ist. In Livingston ist das Frühstück immer automatisch dabei – und dann nehme ich es auch wahr,

aber eigentlich bin ich gar kein Frühstücksmensch, sodass ich hier in Amarillo auf das Frühstück zum Extra-Preis gerne verzichte. Lieber esse ich mit Duane zusammen, auch wenn's ungesundes Zeug ist. Ich sortiere also die Sachen zusammen, die ich brauche, schaue mir auf der Karte den Weg nochmal an und setze mich dann ins Auto. Ach ja, vorher noch Motorhaube öffnen – oops, ist doch ein VW und ich brauche tatsächlich, bis ich die Verriegelung aufbekomme. Und wo ist in diesem Auto eigentlich die Handbremse? Das ist mir gestern am Abend gar nicht aufgefallen. Ich lerne wieder etwas Neues: Das Auto hat eine elektronische Feststellbremse – und zum Glück eine Bedienungsanleitung im Handschuhfach!

Dann kann's losgehen. Zurück auf die Zubringerstraße der Interstate 40 und danach rechts in die Big Texan Road. Aber die ist wohl nicht „big“ genug für meine Vorstellung, denn offenbar habe ich sie übersehen und bin an ihr vorbeigefahren. Also nehme ich die nächste Straße rechts, lande aber in einem Wohngebiet, fahre noch ein bisschen weiter nach Westen, bis ich eine größere Straße finde, die nach rechts hinführt, wo eigentlich mein Ziel ist. Der kleine Umweg – am anderen Ende der Big Texan Road komme ich auch vorbei – ist kein Problem, weil ich die Orientierung behalten habe. So finde ich nach kurzer Fahrt die Clements Unit, in der Duane nun seit ungefähr zwei Jahren lebt. Vor dem Parkplatz die Untersuchung des Autos und Aufnahme meiner Daten, wie ich das von der Wynne Unit in Huntsville kenne, wo ich früher David besucht habe. Wie vor drei Jahren werde ich ihn dieses Mal nicht sehen, obwohl er – nachdem er zwischenzeitlich woanders war, was mir vor drei Jahren zum Fahren zu weit gewesen ist – wieder in Huntsville untergebracht ist, in der Estelle Unit. Aber durch meine Besuche bei Duane besteht rein zeitlich keine Chance, am selben Wochenende auch nur einen zweistündigen Besuch bei David unterzubringen.

Ich erkläre dem Beamten, dass ich zum ersten Mal hier bin, und er gibt mir hilfsbereit Auskunft, wo ich mein Auto abstellen und dann hingehen muss. Mache ich, und während ich auf den Eingang zugehe, kommt mir das alles sehr bekannt vor. War ich schon mal hier? Nein, definitiv nicht. Aber dieses Gefängnis hat ganz eindeutig derselbe Architekt entworfen wie die Polunsky Unit! Das macht es mir natürlich leichter. Ich weiß noch, wie ungewohnt anders die Wynne Unit in Huntsville für mich war, als ich dort zum ersten Mal gewesen bin. Bei der Sicherheitskontrolle falle ich erstmal durch: Das durchsichtige Plastiktäschchen, in dem ich Geld, Pass und Schlüssel aufbewahre, darf ich nicht mit hineinnehmen und muss es zurück ins Auto bringen. Dafür erhalte ich einen dieser Silikon-Einmalhandschuhe, was sich später als schwierig erweist, die Münzen aus den Handschuhfingern wieder herauszubekommen. Ich schaue später, was die anderen Besucher haben, normale Plastikbeutel mit oder ohne Verschluss. Was nun an meinem das Problem war – dickeres Plastik, der Reißverschluss oder dass seine Ränder genäht sind – keine Ahnung...

Alles andere ist kein Problem. Anders als in der Polunsky Unit ist an dieser Stelle nur die Sicherheitskontrolle – alle sind nett und hilfsbereit. Ich habe am Eingang das Schild gelesen, dass man für Fotos hier bereits bezahlen muss, aber dann vergesse ich über die Einzelheiten hinweg, danach zu fragen. Doof, aber morgen ist ja auch noch ein Tag – und die Regelung ist gut, denn so muss man das Geld für die Fotos nicht von den 25 Dollar abzweigen, die man mit hineinnehmen darf. Im nächsten Gebäude sitzt ein Beamter, der mir nun das blaue Blatt, den Besucherausweis, ausstellt und ein bisschen über Deutschland mit mir reden möchte. Meinen Pass muss ich nirgends abgeben und behalte ihn während des Besuches, bekomme auch kein Schild zum Umhängen. Dann komme ich an die Schleuse vor dem Besucherraum – es ist wirklich alles wie in der Polunsky

Unit, jedenfalls vom Gebäude her – das Prozedere ist im Detail etwas anders. In der Schleuse muss ich der Beamtin meinen Pass zeigen – das erste, was ich sehe ist aber ein kleines Kätzchen, das sie auf dem Tisch vor sich hat – wie süüß! Und sie strahlt mich freudig an, weil ich so entzückt bin. Im Besucherraum gebe ich meinen blauen Zettel ab und bekomme einen Tisch zugewiesen – denn Duane und ich haben einen Kontaktbesuch genehmigt bekommen! In der Polunsky Unit kenne ich den Besucherraum nur mit leeren Tischen, weil die Todestraktinsassen keine Kontaktbesuche haben dürfen – aber so muss es in Livingston auch aussehen am Wochenende, wenn die General Population ihre Besuche hat. Weil ich zum ersten Mal da bin, bekommt ein ganz junger Officer dort den Auftrag mir alles zu zeigen und mich einzuweisen – wow, das ist ja mal ein Service.

Es dauert vielleicht eine Viertelstunde, bis Duane durch eine Tür am anderen Ende des Raumes kommt – nicht in Handschellen gefesselt gebracht wird! Er meldet sich an dem Tisch bei dem Beamten, wo ich meinen blauen Zettel abgegeben habe, und kommt dann zu mir herüber. Er sieht genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung habe, und strahlt über das ganze Gesicht! Nur größer hatte ich ihn mir vorgestellt – vermutlich, weil ich letztes Mal in der Polunsky Unit auf meinem Platz saß und von unten hochschaute, als er gebracht wurde. So aber stelle ich fest, er ist kaum größer als ich, und wir begegnen uns buchstäblich auf Augenhöhe – und dürfen uns zur Begrüßung freundschaftlich umarmen. Ist das schön!

Dann sitzen wir für die kommenden vier Stunden einander gegenüber an einem Tisch und reden. Obwohl Duane von seiner Aussprache her sicher nicht ganz so leicht zu verstehen ist wie Eric – ohne schlechtes Telefon und Scheibe zwischen uns verstehe ich ihn bestens und habe meinerseits auch keine Probleme mit dem Reden. Ich staune im Grunde, was mir alles an Formulierungen und Redewendungen einfällt, sobald ich

drei Tage Praxis habe. Wobei es dann passiert, dass mir so etwas Banales wie „Sunset“ nicht einfällt und ich es mit dem „Gegenteil von Sunrise“ umschreiben muss – aber das bleibt die Ausnahme...

Die Gespräche mit Duane sind irgendwie bodenständiger als die mit Eric – und beides hat seinen eigenen Reiz und Charme. Duane erzählt mir von seinem Alltag. Von 4 Uhr morgens bis 11 Uhr arbeitet er, und zwar in der Küche des Gefängnispersonals, was ihm sehr gut gefällt. Offenbar sind die Wärter auch zufrieden mit ihm, denn er fällt durch Sauberkeit und Ordnung positiv auf. Eine Beamtin hier im Besucherraum sagt später zu mir, als ich etwas zu essen hole, er sei ein guter Mann – und das ist als ein hohes Lob gemeint, das merke ich. Ab 12 Uhr besucht er für mehrere Stunden die Schule. Er weiß die Möglichkeit zu lernen zu schätzen. Mit Algebra habe er zwar Schwierigkeiten, weil er sich die Formeln nicht gut merken könne. Ich erzähle meinerseits, dass viele meiner Schüler den Schulbesuch weniger zu schätzen wissen, und berichte ihm von der Diskussion mit meiner Musikklasse, die schon Eric von mir zu hören bekam. Untergebracht ist Duane in einer Zelle für zwei Gefangene, gerade kam er in eine neue und hat damit einen neuen Zellennachbarn.

Wir sprechen darüber, dass die Clements Unit der Polunsky Unit so ähnlich ist – ja, es seien zehn Gefängnisse in diesem Stil gebaut worden. Duane gelingt es fünf davon aufzuzählen, die sich über ganz Texas verstreut befinden. Es ist schon eine ganz eigene Welt und es sei, so Duane, schon bemerkenswert, dass die USA 5 Prozent der Weltbevölkerung ausmachten, aber 25 Prozent der Gefängnisinsassen weltweit stellen würden. Ob diese Zahlen korrekt sind, müsste ich prüfen, dass die USA aber Weltmeister im Inhaftieren ihrer Bürger sind, ist definitiv mir bekannter Fakt.

Duane und ich sprechen auch quasi über die alten Zeiten – viele Namen von Todestraktinsassen fallen dabei, die wir beide kennen oder kannten. Wer wo heute ist oder was es Neues gibt. Dass Randy Halprin, der nächste Woche am 10. Oktober, dem Welttag gegen die Todesstrafe, hingerichtet werden sollte, einen Aufschub erhalten hat – das hatte Eric mir gestern gesagt, als es im Besucherraum die Runde machte. Irgendwann fragt Duane, wer von den Todestraktinsassen, denen ich geschrieben habe und die nicht mehr da sind, für mich heute noch die größte Bedeutung hat. Ich überlege – einerseits sicher Cliff Boggess, der für mich immer eine ganz besondere Bedeutung haben wird, andererseits Willie, weil ich ihm am längsten geschrieben und ihn am häufigsten besucht habe. Und danach Kevin...

Irgendwann kommt ein Gefangener an unserem Tisch vorbei, den Duane kurz aufhält und ihm die Hände zur Begrüßung reicht. Er erzählt mir, dieser hätte mit Duanes Sohn eine Zelle geteilt. Duanes Sohn sitzt in der Ellis Unit ein – er hatte gehofft, dass man seinen Vater ins selbe Gefängnis schicken würde. Stattdessen kam Duane nach Amarillo, was für seine Familie wahnsinnig weit weg ist. Sein Sohn soll wohl in ein paar Monaten entlassen werden und Duane hofft, dass er dann keine Dummheiten mehr macht. Ich frage Duane, inwieweit er schon Besuche hatte hier in Amarillo – seine (ehemalige) Anwältin hat ihn besucht und eine Brieffreundin aus England.

Auch in der Clements Unit gibt es die üblichen Snackmaschinen – die einzige mit Sandwiches drin streikt allerdings und nimmt kein Geld an; es fällt immer durch – also ernähren wir uns von Chips und anderem ungesundem Zeug, trinken Cola und Co. und das wirklich gemeinsam. In diesem Punkt ist das Prozedere wie beim Kontaktbesuch in der Wynne Unit: Ich hole die Sachen aus den Automaten und muss den Inhalt der Packungen auf ein Tablett schütten, das wir dann auf dem Tisch haben. Wir reden schon ein Weilchen, bevor ich etwas hole – der Gefangene vom Nachbartisch reicht Duane zwei Kuchenstückchen rüber. Er

habe so viel davon und wolle deshalb etwas abgeben. Ich denke erst später, dass er und seine Besucherin vielleicht einfach Mitleid hatten, weil unser Tisch (noch) leer war. Die Nachbarn konnten ja nicht wissen, dass wir einen vierstündigen Besuch und deshalb noch viel Zeit fürs Essen hatten. Den Handschuh mit dem Geld, werde ich angewiesen, soll ich übrigens nicht auf den Tisch legen, sondern einstecken – also verteile ich das Geld, meinen Autoschlüssel und auch den Pass auf drei Hosentaschen. Schon komisch – sonst soll man nichts verstecken und alles sichtbar bei sich tragen. Aber egal: Es sind ja alle wirklich nett hier, selbst wenn man etwas falsch macht.

Fünf Minuten vor Ende unserer Zeit bekommen wir einen entsprechenden Hinweis. Wie ich Duane schon kenne, spricht er zum Abschluss ein frei formuliertes Gebet – diesmal haben wir nicht die Hände an der Scheibe, sondern können uns wirklich bei den Händen fassen! Ich verfolge nicht Duanes Worte im Detail, sondern konzentriere mich auf den Moment. Zum Abschied ist nochmals eine Umarmung erlaubt – und die fällt diesmal länger und intensiver aus als zuvor, rein freundschaftlich auf Bruder-Schwester-Ebene, aber eben herzlich genug, und Duane schmatzt mir gleich mehrfach einen Kuss auf die Wange...

Auf dem Weg nach draußen sehe ich in der Schleuse das süße Kätzchen wieder und frage die Beamtin, die sich wieder sichtlich über mein Interesse freut, wie alt es ist – fünf Wochen, sagt sie mir. Und ich berichte ganz kurz, dass ich einen langhaarigen Kater habe, der auch sehr süß ist...

Damit ist mein erster Tag in der Clements Unit vorbei. Ich fahre zurück ins Hotel. Ich überlege kurz, was ich mit dem Rest des Tages mache – irgendwas in Richtung Amarillo anschauen? Ich entscheide mich dagegen. Deswegen bin ich nicht hier. Lieber genieße ich mein schönes Hotelzimmer. Also ruhe ich mich aus – zu essen kann man sich im Hotel etwas kaufen. Und am Abend

verbringe ich die Stunden damit, meinen Reisebericht fortzusetzen. Eine SMS erinnert mich daran, für meinen Flug morgen einzuchecken. Mache ich problemlos, speichere die Bordkarte auf dem USB-Stick, setze mich in der Lobby des Hotels an einen von zwei Gästecomputern, die exzellent funktionieren, und habe in zwei Minuten meinen Ausdruck.

Die Nacht ist nicht lang, aber ich schlafe wieder sehr gut, bis ich eine Stunde vor meinem Wecker aufwache und in aller Ruhe noch eine Weile online bin, bis ich mich langsam fertig mache, meine Sachen packe und schließlich das Hotel verlasse. Die junge Frau an der Rezeption freut sich sehr, dass ich mit allem so voll zufrieden bin. Ich fahre Richtung Clements Unit und dieses Mal verpasse ich die Big Texan Road nicht, weil ich nach einer „Little Big Texan Road“ Ausschau halte. Doch, das ist eine ganze Ecke kürzer...

Das Prozedere an der Clemens Unit kenne ich ja nun bereits. Autokontrolle, Parkplatz – oops, jetzt hätte ich doch fast das Geld für Fotos vergessen und laufe nochmal zurück zu meinem Wagen. Im Anmeldegebäude Sicherheitskontrolle, alles in Ordnung. Für die Münzen habe heute einen kleinen Plastikbeutel aus dem Hotelzimmer dabei, der eigentlich für den Tischabfalleimer gedacht war. Der wird akzeptiert. Für zwei Fotos zahle ich sechs Dollar und bekomme eine Quittung. Im Eingangsbereich des nächsten Gebäudes ist niemand; der junge Officer von gestern, der für mich den Fremdenführer gemacht hat, kommt vorbei und ich frage ihn – ja, ich soll dort warten, und einen Moment später kommt der Beamte von gestern mit meinem blauen Zettel – heute will er was über das Oktoberfest wissen. Im Kontrollraum der Schleuse sitzt jemand anderes als gestern, daher leider kein Kätzchen diesmal. Im Besucherraum bekomme ich wieder einen Tisch zugewiesen und warte dort auf Duane, der nach etwa einer Viertelstunde kommt und mich natürlich wieder mit einer Umarmung und einem Wangenschmatzer begrüßt.

Er will wissen, was ich gestern noch gemacht habe, erzählt mir, dass er gestern noch gearbeitet hat und erst um 21 Uhr zurück in seiner Zelle war. Wir sprechen über viele ganz alltägliche und banale Dinge. Es gibt wieder Chips und Süßigkeiten und Getränke, aber nichts wirklich besonders Gutes – die Snackmaschine mit den Sandwiches scheint immer noch nicht zu gehen. Immerhin ist wieder das Cherry-Kuchenstück, was er sehr mag dabei – das ist wirklich lecker. Er ist eines davon allein und ein zweites teilen wir uns. Erneut sind die vielen alten Bekannten unter den Gefangenen des Todestrakts Thema. Im Gegensatz zu gestern ist mir heute mit meinem dünnen schwarzen Cardigan kalt und ich vermisse meine dickere Jacke. Heute habe ich auch teilweise echte Wortfindungsprobleme, aber man hat ja nicht immer gute Tage... *smile*

Mein Beruf ist ein Gesprächsthema – wir sprechen über die neuen technischen Möglichkeiten, aber auch die Probleme, wenn Technik nicht funktioniert, weil sie nicht ausreichend betreut und gewartet wird. Ich erzähle, dass ich in vier Jahren in Ruhestand gehen will. Duane fragt, was ich dann vorhabe – naja, noch ein bisschen mehr für die IgT arbeiten, nehme ich an. Und sonst einfach das Leben genießen.

Ich erzähle Duane, dass die freundliche Beamtin ihn gestern so gelobt hat. Er erklärt mir, dass er tatsächlich die Dinge immer in Ordnung halten will und darüber hinaus ganz bewusst hilfsbereit sein möchte – und wenn es nur bedeutet, für jeden ein gutes Wort zu haben. Im Zusammenhang von Ordnung halten erzähle ich Duane aus meiner Kindheit, wie sehr meine Mutter sich immer über mein unaufgeräumtes Zimmer aufgeregt hat, obwohl bestimmt die meisten Kinder nicht besser waren in dem Punkt, auch wenn meine Mutter das glaubte. Wie ich später als Studentin, die immer noch zu Hause wohnte, einfach keinen ausreichenden Platz hatte zum Ordnung halten. Und es erst besser wurde mit meiner ersten eigenen Wohnung.

Zwischendurch kommt ein junger Officer und holt uns ab für die bestellten Fotos – die Quittung habe ich vor dem Besuch zusammen mit dem blauen Zettel abgegeben. Für die Bilder werden wir in den Außenbereich des Besucherraums geführt. Ich hatte, während ich auf Duane wartete, schon mitbekommen, wie der Gefangene am Nachbartisch – derselbe von gestern, obwohl wir heute ganz woanders sitzen – mit seinem Besuch für die Fotos entführt wurde und ewig nicht wiederkam. Denn der junge Mann gibt sich viel Mühe und macht jede Menge Bilder, die wir begutachten dürfen, bis wir am Ende zwei auswählen, die er ausdrucken wird. Wir nutzen es aus, dass sich der junge Mann Zeit lässt, denn die ganze Zeit stehen wir Arm in Arm nebeneinander und genießen es einfach.

Auch ein paar privat-persönliche Themen sind heute dran. Dass ich zu Christiane, mit der ich zehn Jahre zusammengelebt habe, gar keinen Kontakt mehr habe, das Schicksal es aber manchmal vorsieht, dass man dennoch unerwartet Dinge mitbekommt. Duane fragt mich – nein, ich bin nicht auf der Suche nach jemandem. Ich bin mit meinem Leben so zufrieden, wie es gerade ist.

Als das Ende des Besuchs naht, spricht Duane wieder ein Gebet während wir uns am Tisch gegenüberstehend bei den Händen halten. Diesmal höre ich besser hin. Duane hat während des Besuchs schon gesagt, er vermisse mich jetzt schon. Für ihn ist mit dem Besuch buchstäblich ein Traum in Erfüllung gegangen und ich bin sicher, der normale Mensch kann sich kaum vorstellen, was ein so simpler Besuch für ihn bedeutet. Entsprechend fällt die Umarmung zum Abschied aus – eigentlich ist eine vorgesehen den Regeln nach, aber es werden drei, und ich habe den Eindruck, Duane möchte mich gar nicht mehr loslassen...

Ich lasse es offen, wann ich wieder nach Texas kommen werde – ich weiß es ja selbst nicht. Zu Willies Zeiten bin ich bewusst

zweimal im Jahr gekommen; danach wollte ich reduzieren – aber für mich steht derzeit kein Intervall fest, das mir vorschwebt. Allerdings durchaus immer noch eine Reise zusammen mit dem befreundeten IgT-Mitglied, und ich denke, Duane und ich werden uns schon wiedersehen früher oder später.

Natürlich winken wir einander noch zu, als ich gehe. So ziemlich alle Officer, an denen ich auf dem Weg nach draußen vorbeikomme, wünschen mir ausdrücklich eine gute Heimreise. Die sind wirklich sehr nett. Draußen ist es sehr windig und auch nicht wirklich warm – Amarillo liegt 1100 Meter hoch – und ich mache, dass ich in meinen Wagen komme. Bei der Kontrolle an der Ausfahrt kriege ich erstmal den Kofferraum nicht auf, obwohl ich sogar im Wagen inzwischen einen Schalter dafür gefunden habe, jenseits der Fernbedienung des Schlüssels. Manchmal nützt alles Üben einfach nichts.

Ich mache mich direkt auf den kurzen Weg zum Flughafen, verfare mich einmal kurz, macht aber nichts, ist schnell korrigiert. Am Flughafen steht, wo ich links abbiegen muss, ein riesiges Schild „Rental Car Return“ – als ich auf dem Parkplatz anlange, weiß ich jedoch nicht weiter. Da nimmt keiner den Wagen entgegen, wie in Houston. Schließlich finde ich ein paar Parkplätze, an denen „Avis Return“ steht und dass man Schlüssel zusammen mit Meilenstand und Tankfüllungsangabe am Schalter abgeben soll. Also mache ich das. Getankt habe ich nicht, die Anzeige ist noch so voll wie gehabt. Und selbst die Avis-Mitarbeiterin wundert sich und sagt, dass ich nur 32 Meilen gefahren sei – ohne meine beiden unfreiwilligen Umwege wäre es noch weniger gewesen...

Ich bin relativ früh für meinen Flug, aber das macht ja nichts. Der Flughafen von Amarillo ist auch am Tag klein und schnucklig und ziemlich ruhig. Die Sicherheitskontrolle läuft ohne jede Hektik ab. Bei mir selbst gibt's eine Nachfrage – ob

ich etwas in der rechten Tasche habe? Da war wohl was auf dem Scanner zu sehen – aber da ist nichts drin. Vielleicht war es der Reißverschluss von der Tasche am Hosenbein, der genau drunter liegt. Hat sich schnell erledigt. Ich habe noch anderthalb Stunden Zeit – denke ich jedenfalls – und schaue in meinen Computer. Auch an diesem kleinen Flughafen gibt es kostenloses W-Lan; das ist offenbar mittlerweile Standard inklusive Steckdosen.

Um 16.50 Uhr soll das Boarding beginnen, um 17.15 Uhr der Flug starten. Es dauert – dabei denke ich mir noch nichts; das ist nicht ungewöhnlich. Doch es dauert immer länger. Das Bodenpersonal telefoniert dauernd, schließlich wird uns mitgeteilt, der Pilot brauche noch zehn Minuten; sollte sich etwas ändern, bekämen wir Bescheid. Irgendwann kommen vier Männer in roter Arbeitskleidung, teilweise mit Rucksack und alle mit Gummihandschuhen an, und gehen die Gangway zum Flugzeug hinunter. Irgendwas stimmt da nicht! Nach einiger Zeit kommen sie wieder und haben einen Rollstuhl in ihrer Mitte, in dem ein Mann in Pilotenuniform sitzt. Vielleicht der Co-Pilot? Denn der Pilot läuft auf einmal auch durchs Bild.

Schließlich kommt eine Durchsage, es habe auf dem Flug hierher einen medizinischen Notfall an Bord gegeben und der Flug würde sich dadurch verspäten. Wer einen Anschlussflug erreichen müsse, solle zum Schalter kommen zum Umbuchen. Okay, das betrifft mich nicht, aber keine Ahnung, wie lange die Verspätung dauern wird. Und ob nicht mehr an der Sache ist? Auch Polizei erscheint auf der Bildfläche und ein Mann in gelber Warnweste. Von technischen Problemen erzählen sie einem mitunter ja nichts, um keine Angst oder Panik auszulösen... Und wenn der Flug nun gestrichen wird? Das hatte ich ja mit Tina damals mal – vor vielen Jahren –, als wir am Flughafen von Houston übernachten mussten. Brauche ich jetzt wirklich nicht. Eine Frau in meiner Nähe diskutiert eine halbe Ewigkeit mit einer Dame vom Bodenpersonal wegen einer

Entschädigung. Es sei nicht ihre Schuld. Es sei niemandes Schuld, erklärt die Angestellte von United geduldig. Während die beiden debattieren, bekomme ich eine E-Mail von United mit einem Gutschein über 100 Dollar. Ewig lang steht immer noch „on time“ auf der Anzeigetafel, bis endlich mal der Status korrigiert wird. Abflug verschoben auf: 21 Uhr! Ach, du liebe Güte, das sind ja noch fast drei Stunden!

Nachdem ich mich aber damit beruhigt habe, dass es zumindest danach aussieht, dass wir heute noch nach Houston kommen, und es nichts mehr weiter zu tun gibt, setze ich meinen Reisebericht fort. Mit einer Freundin von Eric, die sich sehr für ihn einsetzt, wechsele ich ein paar E-Mails, sodass sie die Verspätung mitbekommt. Sie schreibt, sie sei zwar sechs Stunden entfernt, aber wenn ich festsäße, dann würde sie kommen und mich in die Polunsky Unit fahren! Wie lieb und hilfsbereit! Aber dazu kommt es zum Glück nicht. Nachdem der Flieger, mit dem ich am Freitag um ca. 20.30 Uhr in Amarillo gelandet bin, eingetroffen ist, werden wir mit diesem nach Houston gebracht – deshalb also die Wartezeit!

Beim Einsteigen erst wieder das Gefühl von Konservendose, aber als ich auf meinem Platz sitze, fühle ich mich fast wohl – wissend, dass ich heute doch noch nach Houston komme. Der Flug vergeht schnell, zumal ich auch hier meinen Reisebericht weiterschreibe – da kommt sogar mein Ersatz-Akku endlich mal zum Einsatz. Gerade sind wir im Landeanflug auf Houston und ich muss mein Notebook wegpacken – wow, der Blick aus dem Fenster auf das Lichtermeer von Houston bei Nacht ist atemberaubend!

Die Besatzung entschuldigt sich beim Aussteigen bei jedem und dankt für die Geduld – man merkt, dass ihnen die Panne wirklich leidtut. Übrigens: Es gibt natürlich einen Piloten UND einen Co-Piloten – weil mir doch auf dem Hinflug diese Frage, wenn auch nicht im Ernst, durch den Kopf ging. Ich vermute,

das war in der Tat das Problem, dass der Co-Pilot ausgefallen war und man deshalb nicht hatte fliegen können und aus dem Grund auf die Besatzung der nächsten Maschine aus Houston warten musste.

In Houston im Terminal B angekommen, erkenne ich irgendwann wieder, wo ich vorgestern bereits vor dem Abflug gewesen bin – nur kann ich erst nicht finden, wo der Shuttle-Bus zur Mietwagenstation abfährt, bis ich merke, dass ich dafür noch einen Stock nach unten muss. Dort steht der Bus gerade abfahrtbereit. Im Rental Car Center bekomme ich wieder am Preferred-Schalter von Avis direkt im Bereich der parkenden Autos meinen Wagen. Die Frau am Schalter ist sehr nett und bringt ihre Deutschkenntnisse aus der Schule zur Anwendung. Ich bekomme wieder einen Kia-Soul, einen dunkelblauen diesmal, der – wie ich später merke – weder das Spurassistentensystem noch die inzwischen gängige Start-Stopp-Automatik hat, die beim Anhalten den Motor abstellt und den Amerikanern sicher guttut, weil die doch immer so gern den Motor laufen lassen. Nach dem riesigen VW-Jetta kommt mir der Kia-Soul direkt klein vor, obwohl er eine Nummer größer ist als der gebuchte Kleinwagen. Was er stattdessen hat, ist ein Problem mit den Reifen – die Warnleuchte für zu wenig Luft leuchtet und ich sage das dem Angestellten bei der Ausfahrt. Er meint, ich hätte zwei Möglichkeiten, entweder zurück zum Schalter und mir einen anderen Wagen geben lassen oder an der nächsten Tankstelle anhalten und dort die Reifen prüfen. Ich überlege kurz: Das schenkt sich nichts und kostet mich beides vermutlich dieselbe Zeit. Ich entscheide mich also für die Tankstelle.

Ich halte an der ersten an, die ich erreiche. Kostet mich 1.50 Dollar – ich weiß ja, die Luft kostet Geld in Texas. Zum Glück erinnere ich mich von früher daran, wie dieses komische Messgerät funktioniert, aus dem sich erst bei Benutzung eine Metallsäule schiebt mit einer Skala, die den Luftdruck anzeigt.

Dummerweise weiß ich gar nicht, wie viel es sein soll, und im Tankdeckel steht auch nichts. Aber der Vergleich der vier Reifen zeigt rasch, dass hinten rechts deutlich zu wenig drin ist. Ich pumpe den also auf und fahre wieder los: Die Warnleuchte brennt immer noch. Das finde ich jetzt doch beunruhigend – ich weiß ja nicht, ob der Reifen sich vielleicht einen Nagel eingefahren hat, sprich: wie schnell er wieder die Luft verliert. Deshalb drehe ich um und fahre zurück in Richtung Rental Car Center, um den Wagen doch noch umzutauschen. Auf dem Weg dahin erlischt die Warnleuchte auf einmal. Offenbar braucht der Wagen eine Weile, um das neu zu checken. Ich überlege es mir kurzfristig nochmal anders, drehe erneut um und mache mich endlich auf den Weg nach Livingston, wo ich – das war offenbar einfach nicht mein Tag – erst nach halb eins in der Nacht im Hotel „La Quinta“ ankomme. Die Warnleuchte hat sich nicht mehr gemeldet und der Reifendruck ist offenbar konstant geblieben.

Ich checke ein und bekomme ein Zimmer im zweiten Stock – wow, das ist ja ein Eisschrank! Die Temperatur ist auf 64 Grad Fahrenheit eingestellt, Zimmertemperatur ist etwa 71 Grad. Ich suche erstmal die Steuerung, die sich in den anderen Hotels irgendwo an der Wand befand, bis ich sie hier an dem Klimagerät selbst finde und nach ein paar Schwierigkeiten mit der Bedienung derselben endlich das Ding ausschalten kann. Ich bin zum ersten Mal in diesem Hotel, das dem ehemaligen Best Western genau gegenüber auf der anderen Seite des Highways liegt und schon immer etwas teurer war. Und weil das frühere Best Western an Qualität eingebüßt hat, war meine Idee – wenn ich ohnehin meinen Aufenthalt splitten muss – zum Vergleich mal das La Quinta auszuprobieren.

An Amarillo kommt es natürlich nicht heran, aber es ist weniger abgewohnt und technisch besser in Schuss als das mir bekannte Hotel gegenüber, wenn man von einer braun verkratzten unappetitlichen Kloschüssel absieht und einem

Schreibtischsessel, der bei Benutzung dauernd nach unten fährt. Das Frühstück hat, wie sich am nächsten Morgen zeigt, auch eine deutlich größere Auswahl und nach dem Sonntag mit überwiegend Chips und Süßigkeiten schaufele ich mir ausgiebig Rührei, Schinken, Frikadellen und einen leckeren Kartoffel-/Ei-Auflauf auf den Teller.

Danach mache ich mich auf den Weg zu meinem letzten Besuch für diese Reise: Zwei Stunden mit Eric in der Polunsky Unit stehen noch einmal auf dem Programm. Das Wetter hat sich geändert – es ist bewölkt und nicht mehr so warm, sondern angenehm. Anmeldung, Sicherheitskontrolle – alles wie gewohnt. Im Besucherraum kaufe ich diesmal sofort für Eric ein – ich nehme einfach, was er letztes Mal auch hatte, und lege noch ein bisschen was dazu. Ich habe es zwar nicht mit ihm abgesprochen, aber so spart uns das Zeit, die sonst für den Einkauf von unseren zwei Stunden abgeht, und Eric zeigt sich damit durchaus zufrieden, als er kommt, und ist die ganze Zeit über während unseres Gesprächs gleichzeitig mit dem Essen beschäftigt. Wir haben heute Platz 33 und zum Glück kann ich ihn heute über den Telefonhörer wieder einwandfrei verstehen – ich habe seine Stimme laut und deutlich im Ohr.

Er fragt mich zunächst nach meinem Wochenende in Amarillo und ich erzähle ihm, was ich erlebt habe, inklusive der Odyssee mit dem Rückflug. Wir unterhalten uns über die Schule und die unterschiedlichen Systeme in USA und Deutschland. Er fragt nach Musikwettbewerben bei uns. Ich berichte von der professionellen Musikszene, aber auch von meinen Chören. Welcher Art unsere Auftritte seien? Ich erzähle von den Konzerten mit befreundeten Vereinen oder unseren Auftritten in Gottesdiensten, wie kürzlich zur Wiedereröffnung der renovierten Kirche. Dass die Kirchengemeinde ein gutes Jahr lang heimatlos war – erst Umzug ins Bürgerhaus, dann nach Brand im Bürgerhaus Umzug auf den Marktplatz und

schließlich mit kälter werdendem Wetter Auslagerung in eine alte Fabrikhalle...

Ich übermittle Grüße von seiner Freundin, mit der ich gemailt habe – ich habe in Erinnerung, dass er sie schon kannte, bevor er in den Todestrakt kam? Ja, tatsächlich sei sie vor über zehn Jahren seine Klientin gewesen. Irgendwie ging es wohl um ihre Kinder. Vor zweieinhalb Jahren habe sie ihm geschrieben und seitdem seien sie in Kontakt. Einmal im Monat bringt sie seinen Vater zum Besuch zu ihm. Es ist jedes Mal eine Fahrt von gut 260 Meilen – ab 300 Meilen erst gibt es die verlängerten Special Visits. Während er zu der Anhörung im County Jail war, hätten sie jeden Tag telefonieren können. Ich bin froh für Eric, dass seine Freundin Teil seines Lebens ist, und sage ihm das – er auch, meint er. Klar, was anderes habe ich nicht erwartet.

Aber auch die aktuelle Situation im Gefängnis ist Thema, dass das Personal unterbesetzt ist und deshalb trotz Beendigung des Lockdowns, bei dem alle Zellen systematisch durchsucht werden, die Einschränkungen bezüglich Erholungszeit und Duschen noch nicht behoben sind. Wir sprechen darüber, dass in Texas die Fortschritte immer zuletzt passieren – ob das nun Tablets für E-Mails und Video-Calls sind oder z.B. Pennsylvania gerade Kontaktbesuche für Todestraktinsassen eingeführt hat. Ich erzähle meinerseits, wie ich in Amarillo das durchsichtige Plastiktäschchen nicht mitnehmen durfte und dass ich keine Ahnung habe, warum nicht. Eric meint, an dem Reißverschluss sei ein Metallstück zum Öffnen und Schließen. Ich könnte das ja anspitzen und damit jemanden bedrohen und eine Geisel nehmen. Natürlich meint er das ironisch, denn das ist lächerlich. Mir fällt daraufhin ein, dass am Parkplatz heute zwei Officer waren – und der eine scherzhaft mit einem Augenzwinkern und Blick zu mir zu seinem Kollegen sagte: „Wurde nicht beschlossen, dass es für blaue Autos nur noch die Hälfte der Besuchszeit gibt?“ Eric lacht, aber signalisiert, dass ihnen im Grunde alles zuzutrauen sei.

Das erinnert mich wiederum an meinen Unterrichtseinstieg zum Thema Martin Luther und die Reformation, wenn ich mit Blick auf die Ablassbriefe meinen Schülern erzähle, Verstöße gegen die Regeln würden laut Beschluss der Schulkonferenz zukünftig mit Geldbußen belegt – weil einmal nach der Auflösung der ganzen Sache eine Schülerin meinte, sie hätte das der Schule tatsächlich zugetraut...

Eric fragt, was unsere nächsten Pläne und Projekte im Verein seien – unsere geplante neue Website, erkläre ich ihm, weil die Software überaltert und die Seite nicht „responsive“, also kompatibel für Smartphones, ist. Alles Dinge, die er versteht, weil er Ahnung hat von Computern. Zu unserem Buch „Leben im Todestrakt – Living on Death Row“, das letztes Jahr unser großes Projekt war und das ich ihm über Amazon habe schicken lassen, hat er mir letzte Woche bereits gesagt, er lese hin und wieder darin, könne das aber nur in kleinen Portionen und nicht an einem Stück. Etwas, was ich absolut verstehe und schon von anderen Lesern gehört habe.

Die Zeit vergeht sehr schnell. Heute habe ich schon nach wenigen Minuten das Gefühl von mehr Vertrautheit zwischen uns, natürlich ausschließlich auf freundschaftlicher Basis. So frage ich Eric schließlich Dinge zu seinem Fall – wenn er denn darüber reden möchte; und das tut er ausführlich. Mich interessiert zunächst, was seinen früheren Prozess betrifft. Wie bereits angedeutet, war er verurteilt worden, Computer-Equipment gestohlen zu haben, was seine Karriere ruinierte und wiederum das Motiv der Rache für die Morde gewesen sein soll. Weil es in der Tat Videobilder von einer Überwachungskamera gibt, die Eric mit den Computern zeigen und die ich sogar im Internet gesehen habe, möchte ich wissen, was es damit auf sich hat. Eric erklärt mir, dass es kein Diebstahl war, er die Geräte in einen anderen Raum getragen habe, um sie auszuprobieren. Merkwürdigerweise seien die Videobilder verschwunden, die zeigen müssten, wie er sie

zurückgebracht hat. Darüber hinaus hätte er als Friedensrichter dort ein ausreichendes Budget gehabt, um Computer etc. anzuschaffen, wenn er welche hätte haben wollen. Er habe wohl den Fehler gemacht und nicht gefragt, sondern einfach gemacht, aber ihn dafür zu verurteilen, sei eine Überreaktion gewesen.

Andererseits könne nicht die Rede davon sein, dass die Verurteilung seine Karriere zerstört hätte – nach zwei Jahren hätte er seine Lizenz wiederbekommen können. Sodass das Motiv der vermeintlichen Rache als Hintergrund für die angeblich von ihm verübten Morde nicht wirklich überzeugt. Eine weitere offene Frage bleibt, wieso das Opfer McLelland ihm an einem Samstagmorgen um 6.30 Uhr – der Tatzeit – die Tür geöffnet haben und ihn eingelassen haben sollte – Eric hatte die Wahl von McLellands Konkurrenten unterstützt, mit dem er befreundet war, weshalb McLelland ihn partout nicht leiden konnte. Eric meint, er sei sicher der Letzte gewesen, dem McLelland die Tür geöffnet und ihn in sein Haus gelassen hätte, noch dazu um eine solche Zeit.

Seine Anwälte im Prozess hätten lediglich die Zeit gehabt, vielleicht 25 Prozent der Dokumente durchzuarbeiten, weshalb sie während der Verhandlung im Grunde nichts gemacht haben. Das waren Pflichtverteidiger? Ja. Ich möchte wissen, warum er nicht selbst einen Anwalt engagiert hat – weil seine finanziellen Mittel für den Prozess um die Computer-Geschichte draufgegangen waren. Was Eric vermutet oder weiß, wer die Morde stattdessen begangen hat? Er vermutet, dass seine Ex-Frau darin verwickelt war, aber vermutlich Unterstützung hatte. Ich frage nach dem Motiv – dazu hat Eric wohl ein paar Theorien, die ich allerdings dann doch nicht wirklich verstanden habe, rein sprachlich, wegen der fortgeschrittenen Zeit aber auch nicht nachfragen will. Ich danke Eric für sein Vertrauen, dass er mir das alles erzählt hat, und erinnere ihn daran, wie ich auf ihn aufmerksam geworden war: weil ich kaum

glauben konnte, dass ein ehemaliger Anwalt und Friedensrichter in den Todestrakt kommt, wie die Recherche über seinen Fall noch mehr Fragen in mir auslöste und ich ihm dann zum ersten Mal geschrieben habe. Ich mache aber auch deutlich, dass das nur der Auslöser war und ich natürlich längst an ihm als Person interessiert bin, in ihm einen Freund und nicht einen „Fall“ sehe. Aber das weiß er im Grunde auch, denke ich.

Schließlich frage ich die heutige Aufsicht – bei dieser Texas-Reise ist es jedes Mal eine andere gewesen – noch wegen zwei Fotos. Sie hat die üblichen Schwierigkeiten, die Spiegelung des Fensters aus Erics Gesicht herauszubekommen, macht mehrere Versuche. Ein Bild ist gut – da hatte der Blitz ausgelöst. Nein, meint sie, die anderen waren mit Blitz. Waren sie nicht – sie redet von Blitz, weil die Kamera auf Automatik steht, aber er hat ja nicht ausgelöst. Sie bekommt es offenbar nicht hin. Ich streite nicht, will aber auch nicht mehr Zeit verlieren, und bitte sie daher, das eine gute Bild zweimal auszudrucken und einen Abzug Eric zu geben. So machen wir es dann...

Viel zu schnell ist die Zeit vorbei und wir verabschieden uns. Ich erkläre Eric, dass ich sicher wiederkommen werde, aber noch keine Vorstellung habe, wann das sein könnte. Eric hofft auf einen neuen Prozess, sodass er irgendwann wieder im County Jail sein wird. Aber, so meint er, er könne mich später ja in Deutschland besuchen. Das wäre wunderbar, und er wäre auf jeden Fall willkommen, sage ich. Und wir könnten dann gemeinsam auch London und Wien besuchen... Meistens sind solche Gedanken nur Träumerei – ob es in seinem besonderen Fall wirklich eine Chance gibt? Ich hoffe es von ganzem Herzen!

Eric bedankt sich für meinen Besuch – er könne gar nicht verstehen, warum Leute eine so weite Reise auf sich nehmen, um ihn und andere Todestraktinsassen zu besuchen, aber er

weiß es offensichtlich zu schätzen. Noch einmal gemeinsam die Hand an der Scheibe, dann verlasse ich den Besucherraum.

Für den Rest des Tages sind verschiedene kleinere Dinge geplant. Meine vage Überlegung nach Huntsville zu fahren, habe ich letzte Nacht schon verworfen wegen der Unsicherheit mit dem Reifen. Erst erledige ich im Hotel verschiedene Sachen am Laptop, dann statte ich der Post einen Besuch ab und besorge Briefmarken und 30 Money Orders für den Verein. Das geht heute ziemlich schnell – die Geräte sind offenbar auch neu – und ich unterhalte mich dabei noch nett mit der Postbeamtin. Die freundliche Debbie von früher ist inzwischen im Ruhestand, erfahre ich dabei. Nochmal zu Walmart und danach im Hotel online für meinen Flug morgen einchecken – auch das La Quinta hat einen Computerraum für Gäste und ich versuche die Datei mit den Bordkarten von meinem Stick auszudrucken. Ich komme zwar weiter als im Americas Best Value und kann die Datei öffnen, aber drucken funktioniert nicht. Ich frage also einen hilfsbereiten Mann an der Rezeption – ich soll ihm die Datei per E-Mail schicken. Mache ich und hole mir die ausgedruckten Bordkarten später ab – die habe ich also auch schon mal.

Nachdem die letzte Nacht so kurz war, schlafe ich irgendwann ein und schreibe erst spät meinen Reisebericht weiter, bis wieder eine kurze Nacht vor mir liegt. Als ich am frühen Dienstagmorgen aufwache, habe ich trotzdem das Gefühl, ich hätte länger geschlafen. Nach Checken der E-Mails, Zusammenpacken und Frühstück mache ich mich auf den Weg zum Flughafen in Houston, wo ich eine Stunde später ankomme – an der Tankstelle wieder kurzer Stopp: Diesmal nehme ich gleich meine EC-Karte... Oops: Wurde nicht gelesen, oh Schreck. Nochmal probieren, dann geht's – Erleichterung! Ich gebe den Wagen im Mietwagenzentrum ab und nehme den Shuttle-Bus zum Terminal C, weil ich diesmal über Washington, D.C., zurückfliege. War ich hier schon mal? Ich weiß es nicht

mehr. Aber bekannt kommt es mir nicht vor. Sicherheitskontrolle, zum ersten Mal mit einer Schlange davor, aber es dauert nicht lange, bis ich dran bin. Die Körperscanner, die vor Jahren erst probeweise eingeführt wurden (damals „Nacktscanner“ genannt) und die Ausnahme waren, sind inzwischen längst Standard. Mittlerweile sind nur die Gefängnisse noch Old-School mit den traditionellen Geräten von früher. Nach dem Scannen werde ich trotzdem abgetastet. Ob ich etwas an den Fußgelenken tragen würde? Nein. Die Beamtin untersucht meine Knöchel und ist dann zufrieden. Gepäck alles gut – nichts vergessen auszupacken und vor allem nichts vergessen wieder mitzunehmen.

Es ist ein längerer Fußweg bis zu meinem Gate, aber ein bisschen Bewegung ist ja nicht verkehrt – es ist eben ein großer Flughafen und nicht vergleichbar mit Amarillo, wo es überhaupt nur einen Terminal mit sieben Gates gibt, die alle in derselben überschaubar kleinen Halle ihren jeweiligen Wartebereich haben... Am Gate habe ich bis zum Einsteigen noch rund anderthalb Stunden Zeit, also setze ich mich an einen Tisch und schreibe meinen Reisebericht weiter.

Im Flugzeug nach Washington setze ich mich aus Versehen auf einen falschen Platz – es ist nicht der Gangplatz auf der Fensterseite, sondern vom Mittelblock. Ich habe vor dem Einchecken gestern nochmal die Plätze geändert – offenbar habe ich es jetzt in der Erinnerung durcheinandergebracht. Ist aber gut so – ich habe wieder neben mir einen freien Platz. Irgendwann fällt mir auf, dass ich mir über die Zeitverschiebung in Washington keine Gedanken gemacht habe, finde aber schnell heraus, dass ich meine Uhr um eine Stunde vorstellen muss. Überhaupt: Nachdem meines Vaters Uhr, die ich sonst immer mit Bedienungsanleitung mühsam umstellen musste während meiner USA-Reisen, irgendwann kaputt war und ich mir eine gute Casio-Solar-Armbanduhr gekauft habe, ist es bei dieser Reise recht einfach. Die Uhr zeigt

analog weiterhin die deutsche Zeit und im Digitalfenster stelle ich mit wenigen Klicks die jeweilige Weltzeit ein...

Der Flug landet pünktlich – arg viel Zeit zum Umsteigen habe ich auch nicht: Das Boarding für den Flug nach Frankfurt beginnt schon eine Dreiviertelstunde später. Im Internet habe ich mir gestern noch einen Plan von dem Flughafen in Washington angesehen – Terminal D, wo ich ankomme, und C, von dem ich weiterfliege, liegen genau nebeneinander in demselben langen Gebäude. Tatsächlich kann ich da in etwa einer Viertelstunde einfach durchlaufen – langer Weg, aber wie war das? Bewegung tut gut zwischendurch bei so viel Sitzerei. Zum Glück gibt es keine weitere Sicherheitskontrolle mehr, weil ich den Flugbereich nicht verlassen muss. Beim Einchecken des Fluges gestern im Hotel habe ich mir überlegt, ob ich zumindest für den Transatlantikflug nochmal das Geld für einen Sitz in der Economy-Plus-Klasse mit mehr Beinfreiheit in die Hand nehmen soll, und habe mich dafür entschieden. Als ich jetzt zu meinem Sitz komme, schaue ich bestimmt dreimal, ob ich wieder einen Fehler mache – aber nein, es ist ein Sitz direkt hinter einer höheren Klasse, sodass vor mir – zwar mit gut Abstand, aber dennoch... – eine Wand ist. Das hatte ich doch extra vermieden, weil ich dann meine Tasche nicht unter den Vordersitz legen kann! Zum Glück ist im Gepäckfach über mir Platz, damit ich hin und wieder an die Tasche kann. Ich denke wirklich, das kann nicht sein; mit der Zeit bekomme ich aber Zweifel: Was habe ich diesmal gemacht? Egal, ist trotzdem schön geräumig, denn diesmal sind alle drei Plätze neben mir im Mittelblock leer. Und ich kann sogar buchstäblich die Beine hochlegen, indem ich meine Füße an die Wand vor mir stemme. Als ich zur Toilette gehe, sehe ich in der normalen Economy-Klasse allerdings auch freie Plätze in der vordersten Reihe – da hätte ich auf den Aufpreis ja auch verzichten können. Ach, macht nichts, es ist wie es ist.

Ich verbringe den Flug zunächst mit Lesen – ich will endlich mit dem Buch über Eric's Fall weiterkommen. Ich glaube, ich werde ihn danach fragen, was aus seiner Sicht am wichtigsten darin falsch geschildert wird. Abgesehen davon, dass die Autorin ihn für schuldig hält und er sich als unschuldig bezeichnet. Später tippe ich den Reisebericht weiter und nach ungefähr sechseinhalb Stunden landen wir fast eine Stunde früher als geplant in Frankfurt. Wieder einige gesunde Wege zum Laufen, ohne Wartezeit durch eine elektronische Passkontrolle, am Zoll vorbei und hinunter in den Keller zum Regionalbahnhof. Ich komme genau zusammen mit einer einfahrenden S9 am Gleis an und fahre also direkt mit der S-Bahn die halbe Stunde nach Wiesbaden. Weil der nächste Bus dort erst eine Dreiviertelstunde später fährt und ich den letzten Weg von der Bushaltestelle bis zu meinem Haus eine Viertelstunde den Berg rauf laufen müsste mit dem ganzen Gepäck, entscheide ich mich kurzerhand für den Luxus eines Taxis von Wiesbaden nach Taunusstein. Auf die 30 Euro kommt es jetzt auch nicht mehr an. So bin ich am Mittwochmorgen um 8.20 Uhr wieder zu Hause, wo mich mein Kater begrüßt und erstmal jede Menge verdiente Rabommel-Streicheleinheiten und eine Dose Thunfisch bekommt...